



Nicholas Meyer

SHERLOCK HOLMES

*und
das Phantom der Oper*



be THRILLED

erinnere mich noch gut, wie erstaunt Sie waren, als ich Ihnen erklärte, dass ich keine Ahnung hätte, ob die Erde sich um die Sonne drehte oder die Sonne um die Erde, da dies keine Bedeutung für meine Arbeit hatte.¹⁶ Die Verwandlung von Paris, so erfuhr ich jetzt, war das Werk des Kaisers Louis Napoleon, der sich selbst den Titel Napoleon der Dritte gab. Ferner behauptete er, ein Neffe des Kleinen Korporals zu sein, aber meiner Meinung nach war er genauso wenig Napoleons Neffe, wie ich es bin. Er war ein Spitzbube, der Gerissenheit und Frechheit in gleichem Maße in sich vereinte, als er die Macht ergriff und sich zum Herrscher eines vermeintlichen zweiten Kaiserreichs ausrufen ließ.

Dieser Napoleon, der so echt war wie ein Piratenkönig in einer komischen Oper, erklärte seinem Architekten, einem Baron Haussmann, dass Paris einer ›Erschließung‹ bedürfe, wenn es als moderne europäische Hauptstadt, die diesen Namen verdiene, einen Vergleich mit dem Rest der Welt aushalten sollte.

Die wahren Gründe des Kaisers schienen jedoch weit einfacherer Natur gewesen zu sein. In seiner langen Geschichte hatte Paris sein Teil an Revolutionen und Aufständen mitgemacht, und jedes Mal, wenn es zu einem solchen Aufruhr kam, hörte man denselben Schrei: ›*Aux barricades!*‹ Da die Straßen so zahlreich und so eng waren, fiel es dem rebellischen Pöbel niemals schwer, sie mit Möbelstücken und Wagen zu verschließen und auf diese Weise die Kräfte der Obrigkeit dazu zu zwingen, jede Straße, ja sogar jedes Haus einzeln zu nehmen.

Ob Haussmann wusste oder sich dafür interessierte, welches Louis Napoleons wahre Motive waren, konnte ich von Thomas Cook nicht erfahren, aber der Architekt erfüllte seine Mission jedenfalls mit messianischem Eifer. Er verschaffte sich eine Karte der Stadt und zeichnete, beginnend beim Arc de Triomphe, zwölf Linien hinein, gleich den Speichen eines Rades oder den Strahlen eines Sterns. Aus jeder dieser Linien machte er einen breiten Boulevard, so breit, dass niemand jemals mehr in der Lage sein würde, die Straßen der Stadt gegen die Autoritäten der herrschenden Ordnung zu verbarrikadieren. Während der Herrschaft des falschen Kaisers sah Paris sich einem Bauprogramm gegenüber, das beispiellos ist in der Geschichte aller anderen Metropolen der Erde. Die Stadt muss gebebt haben unter dem Getöse, muss erstickt sein in ihrem eigenen Staub, und ich kann mir nicht vorstellen, was aus den ihrer Habe beraubten Massen wurde, die zusehen mussten, wie ihre armseligen Behausungen dem Erdboden gleichgemacht wurden. Verantwortlich für das Ganze war Napoleons Architekt, der Mann, der überall unter dem Namen ›Der Chirurg‹ bekannt war.

Ich hatte mir am Bahnhof eine Karte besorgt und begann nach Beendigung meines Imbisses, in der Stadt herumzulaufen, voller Staunen über die gewaltigen Prachtstraßen, die der zynische Tyrann in seiner Regierungszeit geschaffen hatte.

Im Gegensatz zu London war Paris eine kleine Stadt, und binnen weniger Tage war ich in der Lage, mich mit einem gewissen Teil seiner Anatomie vertraut zu machen. Ich schwelgte in der Gleichförmigkeit seiner rosafarbenen Schiefersteine, seiner grauen, Mansarden genannten Dächer und seinem blau-goldenen Himmel. Das Zwielflicht, das die Pariser *I'heure bleu* nennen, die blaue Stunde, hat – soweit es mir bekannt ist – nirgendwo auf der Welt seinesgleichen.

Ich begann meine Erkundungsreise, indem ich den Fluss überquerte und zur Champs Élysées ging, ein Spaziergang, von dem ich überzeugt bin, dass er ebenfalls konkurrenzlos ist auf dieser Welt. Am anderen Ende erkannte ich den riesigen Triumphbogen von Napoleon dem Ersten, aber statt den langen Weg bergauf zu nehmen, der meiner Meinung nach fast eine ganze Meile messen musste, gestattete ich es der Schwerkraft, meine Schritte zu lenken, und schlenderte in die gegenüberliegende Richtung zum Place de la Concorde, dem ehemaligen Place de la Révolution. Dies war der Ort, an dem einst die Guillotine stand und ihr grausames Werk verrichtete, das beinahe tausendfünfhundert Opfer den Kopf kostete. Der große, quadratische Platz ging heute jedoch nicht mehr in Strömen von Blut unter, sondern wurde von Pferden und Kutschen jeder Art überschwemmt.

Ich erinnere mich nicht mehr an all die Sehenswürdigkeiten, die ich an diesem ersten Tag besichtigte, aber ich weiß noch genau, dass jedes zweite Geschäft ein Restaurant war oder eine Brasserie, und dass, sobald ich müde oder hungrig war, immer ein Straßencafé auftauchte, in dem man seine müden Glieder ausstrecken und sich ein geradezu sündhaft gutes Essen einverleiben konnte. Es wird Sie interessieren (und vielleicht auch amüsieren) zu erfahren, dass mein Aufenthalt in Paris die einzige Zeit in meinem Leben war, in der ich Gewicht zugelegt habe!

Es versteht sich von selbst – und deshalb will ich auch gar nicht länger bei diesem Thema verweilen –, dass kein Besuch des modernen Paris vollständig ist, ohne auch Monsieur Eiffels seltsamen Turm zu besteigen. An dieser Stelle sei also lediglich vermerkt, dass ich in dieser Hinsicht keine Ausnahme darstellte.

Schließlich stieg ich in einem Hotel am *rive gauche* ab, gegenüber von Notre Dame, in der Rue Saint-Julien-le-Pauvre. Passenderweise trug es den Namen der Heldin aus Hugos bemerkenswerter Novelle Esmeralda, die (wahrscheinlich) in der Nähe gelebt hatte. Das Gebäude selbst stammte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und die Zimmer waren winzig, würden mir aber genügen, bis ich etwas Besseres fand.

Ja, ich hatte beschlossen, eine Weile in Paris zu bleiben. Die Stadt war unwiderstehlich, und in meiner augenblicklichen losgelösten Stimmung beschloss ich, sie näher zu erkunden. Diese Entscheidung wurde durch einen weiteren wesentlichen Punkt beflügelt, nämlich meine zufällige Entdeckung einer Ausgabe des *Daily Telegraph*, in der mit einiger Ausführlichkeit über meinen Tod berichtet wurde. Ich war in einem jener zahllosen Cafés, auf die ich bereits angespielt habe, auf diese Zeitung gestoßen, die zweifellos von irgendeinem Reisenden dort liegengelassen worden war, der keine weitere Verwendung für sie hatte.

Ich nippte gerade an meinen *café au lait* und rauchte meine Morgenzigarette, als ich die schaurige Bestätigung meines Hinscheidens in mich aufnahm. Mein lieber Watson, Sie waren zuverlässig wie immer. Es war tatsächlich schwierig, eine gewisse Rührung zu unterdrücken, während ich von meinem Todeskampf mit Moriarty las – der arme, alte Moriarty! – und über den Kummer, den mein Tod Tausenden von Trauernden einflößte. Ehemalige Klienten von mir wurden befragt (einschließlich einer gewissen huldvollen Dame, die in Windsor residiert), deren gesammelte Gram mir beinahe die Tränen in die Augen trieb.¹⁷

Aber eben doch nur beinahe. Ich hatte mich noch ganz und gar nicht von der Entdeckung meiner neugefundenen Freiheit erholt, und ich fürchte, die Neuheit meiner Situation hatte sich auch noch nicht erschöpft. (Jahre später, als ich endlich dazu kam, den Roman zu lesen, begriff ich mit dem Schock des Wiedererkennens die Gefühle Tom Sawyers beim Besuch seiner eigenen Beerdigung.) Auch weitere Artikel über meinen Tod, wie sie in *Le Monde* und *Le Figaro* – ›*Sherlock Holmes Mort!*‹ – erschienen übrigens mit interessanten Ausschmückungen, die so typisch für den französischen Journalismus sind, hatten keinen Einfluss auf meine Entscheidung. Sie bestärkten vielmehr meine Entschlossenheit, machten mir meine ungewöhnliche Freiheit und ihre neuen Möglichkeiten nur umso mehr bewusst.

Ich sollte an dieser Stelle kurz erwähnen, dass meine neugefundene Erlösung von den Fesseln meines früheren Selbst nicht dazu führte, dass ich so unvorsichtig gewesen wäre, irgendwelche meiner alten Angewohnheiten wieder aufzunehmen. Sie brauchen keine Unwissenheit vorzutäuschen, mein lieber Freund; ich spreche von meiner früheren Vorliebe für gewisse Narkotika, wenn gerade kein Fall von ausreichendem Interesse da war, der mich hätte fesseln können. Dieser Teil meines Lebens war wahrhaftig vorbei; dank unserem Freund hatte ich mich von solch kindischen Dingen freigemacht, und im Laufe dieser ganzen traurigen Geschichte, die ich Ihnen nun erzählen will, geriet ich, wie Sie gleich hören werden, nur ein einziges Mal in Versuchung, wieder bei diesen Dingen Zuflucht zu suchen.

Schon kurze Zeit, nachdem ich zufällig auf meinen eigenen Nachruf gestoßen war, fand ich eine Unterkunft im Marias-Distrikt in der Rue Saint-Antoine. Meine Zimmer waren, verglichen mit unserer Unterkunft in der Baker Street, recht spartanisch – nicht mehr als zwei Räume und ganze vier Treppen hoch. Madame Solange, meine achtzigjährige Concierge, brachte mir jeden Morgen frische Croissants und heiße Schokolade aufs Zimmer, wobei sie unablässig unverständliche Worte vor sich hinmurmelte. Aber welche Rolle spielte schon ein Zimmer für mich, der ich lediglich einen Platz brauchte, an dem ich mich zur Nacht betten konnte? Es war eine simple Angelegenheit, meine Gladstone auszupacken und mir Klarheit über meine Situation zu verschaffen.

Jetzt, da ich mich endlich häuslich niedergelassen hatte, stand ich der Frage gegenüber, was ich als nächstes tun wollte. Ich kannte niemanden in der Stadt. Da ich aber nie das war, was man ein geselliges Wesen nennt, bereitete mir dieser Umstand nicht die geringste Schwierigkeit. Ich hatte nur einen einzigen Freund gehabt, der diese Bezeichnung wert war (jetzt ist es an Ihnen, zu erröten, Watson!), und in seiner Abwesenheit war es mir reichlich egal, ob ich andere Kameraden fand oder nicht.

Mir war klar, dass ich nicht darauf angewiesen war, eine Arbeit zu finden. Ich konnte jederzeit Mycroft telegrafisch um einen Wechsel bitten, aber darum ging es eigentlich gar nicht.¹⁸ Andererseits konnte ich die Tage nicht einfach damit zubringen, ohne Ziel und Zweck durch die Stadt zu laufen. Ein Tourist erfährt mit diesem Programm niemals anderes als Oberflächliches über eine Stadt. Ich brauchte eine *raison d'être*.

Kurzfristig spielte ich mit dem Gedanken, mich als Detektiv niederzulassen, verwarf diese Idee jedoch beinahe sofort als nicht durchführbar. Mein Französisch war zwar exzellent, es schien jedoch wenig Sinn zu machen, eine Beschäftigung, die ich gerade erst

mit einiger Ernüchterung hinter mir gelassen hatte, gleich wieder aufzunehmen. Überdies wusste ich kaum etwas über die Stadt und ihre Einwohner, ein Umstand, der mich in meiner Arbeit als Detektiv ungeheuer behindert hätte: Und schlimmer noch, sollte ich mit diesem Unternehmen Erfolg haben, wäre es nur eine Frage der Zeit, bevor meine Gegenwart verdächtig genug wurde, um mein Inkognito zunichte zu machen.

Sie werden sich daran erinnern, dass ich mit einer Violine reiste. Ich begann meine Pariser Laufbahn, indem ich mich als Geigenlehrer betätigte. Durch Aushänge an Anschlagtafeln erwarb ich schon bald eine kleine Klientel, die meistens aus Kindern bestand, aber auch einen Infanteristen namens Guzot einschloss, der, nachdem er sowohl den französisch-preußischen Krieg als auch die Pariser Kommune überstanden hatte, nunmehr gedachte, den Herbst seines Lebens allein dem Studium der Violine zu widmen.

Mein Einkommen als Lehrer machte es mir möglich, meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, ohne mit Mycroft Kontakt aufnehmen zu müssen, aber das Unterrichten stellte meine Geduld doch auf eine harte Probe und strapazierte die Beziehung zu meinen Nachbarn aufs Äußerste. Klavierschüler mögen zwar ebenfalls Fehler machen, aber die Pianisten müssen wenigstens nicht ihre eigenen Noten fabrizieren, sie müssen sie lediglich in korrekter Weise anschlagen. Ein Geigenspieler dagegen muss die Note schaffen, die er spielt, und das kann sich als schauderhaftes Unterfangen erweisen, vor allem, wenn es sich um einen Neuling handelt.

Meine Schüler, fürchte ich, waren da keine Ausnahme. Ich hatte einen vielversprechenden Achtjährigen, aber der Rest, einschließlich des guten, alten Guzot, bereitete mir jedes Mal Kopfzerbrechen. Auch Madame Solange war weder so taub noch so weit entfernt in ihrer Erdgeschoßbehausung, dass sie sich nicht beklagt und mir gedroht hatte, mich vor die Tür zu setzen.

»Monsieur Sigerson, Sie gehen zu weit!«, rief sie aus. »Wer kann solch abscheuliche Klänge ertragen? *Ihnen* zuzuhören, bin ich bereit«, fuhr sie fort, womit sie auf mein regelmäßiges Üben anspielte. »Den *anderen* nicht!«

Ich musste zugeben, dass sie da nicht ganz unrecht hatte, und anstatt mich weiter an ihren zarten Nerven zu vergehen, sah ich mich nach einer anderen Möglichkeit um, mit der ich meinen Lebensunterhalt bestreiten konnte.

Während ich noch über diese Frage nachsann, wurde ich von Ereignissen überrollt, die einerseits mein Problem lösten, mich andererseits jedoch in diesen einzigartigen Fall hineintrieben, von dem ich Ihnen nun erzählen möchte.

Ich beschloss, eine Vorstellung von *Le Prophète* in der Pariser Opéra zu besuchen. Man nannte diesen Prachtbau nach seinem Architekten auch Palais Garnier, und unter diesem Namen war er wahrscheinlich sogar besser bekannt. Sie kennen meine Vorliebe für die Oper als Musikform, Watson, obwohl mir bewusst ist, dass Sie meinen Geschmack nicht teilen. Die Oper, so scheint mir, versteht es, die Elemente des Dramas zu kombinieren mit der einzigartigen Möglichkeit des gleichzeitigen Ausdrucks von innersten Gedanken und Gefühlen. *Le Prophète* von Mayerbeer war zwar nicht ganz nach meinem Geschmack, aber es stand nun einmal zufällig auf dem Programm. Mit der Absicht, mich ein wenig von dem Zusammenbruch meiner Karriere als Geigenlehrer zu erholen, winkte ich mir eine Droschke herbei und machte mich auf den Weg. Nicht einmal die grandiosesten Exzesse

des Zweiten Kaiserreichs hatten mich auf den Anblick des Palais Garnier vorbereitet. Der Kaiser war meiner Meinung nach nie ein Mann gewesen, der sich eine Gelegenheit entgehen ließ, Eindruck zu schinden. Haussmann, sein Geschöpf, wollte nicht nur ein Opernhaus erbauen, sondern einen gewaltigen Kreuzungspunkt, an dem nicht weniger als sieben seiner spektakulären Boulevards, von denen einer passenderweise nach ihm selbst benannt war, zusammenliefen. Am Ende einer jeden dieser riesigen Prachtstraßen überwältigte ein anderes Gebäude das Auge – das Madeleine, der Place Vendome, der Place de la Concorde – aber die Hauptattraktion, der Fixstern in dieser ganzen gewaltigen Symmetrie, ist das große Opernhaus selbst, dieses Haus, das eine so bemerkenswerte Rolle in meinem Leben spielen sollte.

Als ich es an jenem ersten Septemberabend betrachtete¹⁹ – es war von innen beleuchtet und glitzerte von außen wie ein vielfacettiges Juwel –, da war ich völlig unfähig, seine wahre Größe und Vielschichtigkeit richtig einzuschätzen. Über diese würde ich mir jedoch in den folgenden Tagen und Wochen klarer werden.

Wenn man je seinen Fuß in das große Foyer der Pariser Opéra gesetzt hat, weiß man, dass keine Beschreibung der byzantinischen Opulenz dieses Gebäudes gerecht werden kann. Alles scheint eigens geschaffen zu sein, um den Besucher tief zu beeindrucken: die große Treppe mit ihren aneinandergereihten menschlichen Skulpturen sowie die Garde Républicaine mit ihren Schwertern und weißen Kniebundhosen, ihren schwarzglänzenden Stiefeln und funkelnden, mit Federbüschen gekrönten Helmen – all das vermittelte dem Betrachter das Gefühl, ein Teil der überlebensgroßen Ereignisse zu sein, die dort stattfanden, Ereignisse, die aus nichts Bemerkenswerterem bestehen als dem Erklimmen einiger Treppenstufen.

Im Theater selbst hing dann ein gewaltiger Kronleuchter über einem Publikum aus etwa zweitausend prächtig gekleideten Gästen, deren vereintes Glitzern nur noch von dem Spektakel auf der Bühne in den Schatten gestellt wurde. Das Palais Garnier rühmt sich, die größte Vorderbühne der Welt zu besitzen, und an diesem Abend sah ich mindestens fünfhundert Statisten, ganz zu schweigen von sechs oder sieben Pferden, die die Bühne in einer Darbietung von einer Pracht und Finesse bevölkerten, die sich mit nichts vergleichen ließ, was mir je zu Gesicht gekommen war. Wirkliche Rüstungen, riesige Banner und echtes Gold und Silber verwirrten das Auge, während den ganzen Abend lang eine üppige Bilderfolge die andere jagte. Es gab so ungeheuer viel zu sehen, dass es möglich wurde, sich eine Aufführung zu denken, in der sich mehr Menschen auf der Bühne als im Zuschauerraum befanden!

Zu Beginn des dritten Aktes übertraf das Stück sich selbst. Laute des Erstaunens mischten sich mit ungläubigen Ausrufen, als das *corps de ballet* mit Schlittschuhen an den Füßen auf *echtem* Eis auftrat!

Ich muss wohl nicht besonders betonen, dass die Akustik des Hauses exzellent war und dass der arme alte Meyerbeer sowohl aus dem Parkett als auch von den Sängern mehr bekam, als ihm zustand, insbesondere von der jungen Sopranistin Christine Daaé in der Rolle der Berthe. Der Gesang dieser jungen Frau war begnadet und sie selbst obendrein eine Schönheit. Ich war nicht der einzige, der voller Bewunderung für die Reinheit ihrer Stimmtechnik, die Überzeugungskraft ihres Schauspiels und die Süße ihrer Erscheinung